



2. Rundbrief

Just Go. Go to see all the beauty in the world

And come back with a suitcase full of wonderful memories.

Hallo zusammen,

mein Name ist Lina, ich bin 22 Jahre alt und nun seit ungefähr 5 Monaten in Kapstadt. In meinem zweiten Rundbrief möchte ich euch mit nehmen in eine Reflexion meiner Privilegien, mit denen ich hier im Alltag konfrontiert werden. Bevor wir in die letzten Monate und meine Gedanken eintauchen, an dieser Stelle nochmal die Erinnerung, dass auch dieser Rundbrief, meine Gedanken und Erfahrungen widerspiegelt, die nicht mit jedem/jeder übereinstimmen müssen. Jede:r hat eine andere Perspektive auf Situationen und Erlebnisse, seid euch dessen bewusst, nicht nur wen ihr diesen Rundbrief lest, sondern auch wenn ihr durch euren Alltag geht.



Privilegien im Freiwilligendienst

Perspektive. Ein gutes Stichwort, um den Rundbrief zu starten. Aber was genau bedeutet das Wort eigentlich? Perspektive kann einerseits als eine Betrachtungsweise oder -möglichkeit von einem bestimmten Standpunkt aus definiert werden. Andererseits aber auch als einen Ausblick auf die Zukunft. Wenn wir an dieser Stelle einmal für uns reflektieren, welche Perspektiven wir für unsere Zukunft haben; zu welchem Ergebnis kommen wir dann? Ich für mich selbst komme zu folgender kurz zusammen gefassten Feststellung: Nach dem Freiwilligendienst, werde ich in einen für mich passenden Beruf einsteigen, Fortbildungen absolvieren, nach einer Weile aus meinem Elternhaus ausziehen, mir eine eigene Wohnung suchen und auf lange Sicht hinweg vielleicht einen Hund adoptieren. Hört sich nach einem normalen Lebenslauf an? Für mich auf jeden Fall. Für viele Menschen hier in Südafrika nicht. Vereinzelt haben sie noch nicht mal die Wahl, sich einen Beruf auszusuchen, der für sie passend ist, was für die meisten in Deutschland eigentlich eine Selbstverständlichkeit ist. Ich konnte mir aussuchen, ob ich studieren oder doch lieber eine Ausbildung anfangen möchte. Ob ich an einer staatlichen Uni studieren oder mich an einer privaten Hochschule einschreibe. Ob ich lieber ein FSJ in Deutschland oder doch im Ausland machen möchte, einfach für die eigene Entwicklung. Warum nicht? Das Angebot ist ja da und es gibt auch passende Unterstützungsinstanzen, wenn sich die eigene Familie in einer schwachen finanziellen Lage befindet. In Südafrika sieht das aber ein wenig anders aus. Südafrika hat zwar auch schulische Unterstützungsprogramme, wie das 1991 entwickelte NSFAS (National Students Financial Aid Scheme), welches ähnlich funktioniert wie BAFÖG. Dies garantiert den jungen Menschen (hier sprechen wir von einer Altersspanne von 15 und 34 Jahren) aber noch lange keinen Bildungsprozess, der in einem festen Arbeitsverhältnis endet. In 2022 war rund ein Drittel der jungen Menschen, nicht in Beschäftigung, Ausbildung oder Weiterbildung. Dies entspricht einer Zahl von 7,8 Millionen, von denen 44,7 % ihr Matrik (vergleichbar mit Abitur) erarbeitet und 10,3% einen tertiären Abschluss (Studium, Ausbildung etc.) absolviert haben. Trotz Bildungsabschluss und einer vorhandenen finanziellen Unterstützungsmöglichkeit war es für sie nicht möglich in eine Beschäftigung/ Ausbildung einzusteigen. Warum? Ich bin euch ehrlich; da kann ich auch nur spekulieren. Es sind tiefer greifende Strukturen, sowohl auf staatlicher, als auch auf sozialer Ebene, vorhanden, die es schwer machen das ganze Bild zu erfassen und euch (und mir selbst) eine fundierte Antwort auf dieses spezifische Warum zu geben. (Government Cape Town, 2022)*

Was ist aber mit den restlichen 44,5% von dem 7,8 Millionen? Sie fallen unter die Kategorie „kein Matrik absolviert“. Entweder haben sie dann einen niedrigeren Abschluss oder sie haben abgebrochen bevor sie einen Abschluss machen konnten. Auch hier wieder die Frage: Aus welchem Grund, ist die Prozentzahl so hoch? Der Grund dafür liegt noch in den Spätfolgen der Apartheid, die dazu geführt hat, dass wesentliche qualitative Bildungslücken aufzuweisen sind, vor allem an Schulen in *nicht-weißen* Communities. Ihnen mangelt es an generellen Ressourcen, an qualifizierten Lehrer:innen und an Infrastruktur im Vergleich zu wohlhabenderen Gebieten. Zusätzlich erschweren soziale und ökonomische Nachteile den Einstieg in ein förderliches Bildungssystem. Besonders betroffen von mangelnden Bildungszugängen ist die Black Community. Die Zahlen sprechen hier für sich: Knapp 90% (ca. 7 Millionen) von den 7,8 Millionen beschäftigungslosen jungen Menschen zählen zur Black Community. Und nicht nur im Bildungssektor muss die Black Community immer noch mit den Folgen der Apartheid kämpfen. Alleine für Kapstadt gesprochen: circa 45,7 % der Bevölkerung ist hier Black African, womit sie die größte Bevölkerungsgruppe in der Stadt darstellen. Dennoch sind sie neben dem Bereich der Bildung in zentralen Bereichen, wie Wohnen, Infrastruktur und digitalen Zugang strukturell benachteiligt. Nehmen wir als Beispiel den Wohnungsbereich: Etwa 22% der Black African geführten Haushalte leben in informellen Siedlungen, wie Communities, während bei *weißen* Haushalten ein Prozentsatz von unter 1% vorzuweisen ist. (Census City of Cape Town, 2022) **

Ähnliche Muster zeigen sich beim Zugang zu Grundversorgung und Internet. Haushalte, die von weißen Menschen, geführt werden verfügen nahezu vollständig über Strom-, Wasser- und Sanitärversorgung sowie Internetanschlüsse im Haushalt, während Black African Haushalte häufiger Gemeinschaftswasserstellen nutzen, geringere Internetbindung haben und insgesamt stärker von Infrastrukturdefiziten betroffen sind. Diese Unterschiede sind nicht allein durch aktuelle ökonomische Faktoren erklärbar, sondern durch langfristige Investitionsungleichheiten während der Apartheid, als staatliche Ressourcen primär in weiße Stadtteile flossen. Ja es gab Fortschritte innerhalb von den letzten Jahren, das ist nicht zu leugnen. Und es darf definitiv nicht außer Acht gelassen werden, dass die Apartheid auch eben erst 30 Jahre her ist. Aus der zeit-historischen Perspektive ist das noch lange kein Zeitrahmen, in dem ein Land, welches fast 50 Jahre unter einer Trennung gelitten hat, sich zu einem für alle funktionierenden Staat wieder aufbauen kann. Südafrika befindet sich noch mitten in einem riesigen Wandel, bei dem noch alles offen steht. Für die jetzige Zeit zeichnet die Apartheidspolitik trotzdem noch das Leben vieler Menschen, durch sichtbare Ungleichheiten und mangelnde Zukunftsperspektiven. Zusätzlich zu den historischen Folgen, greifen ebenfalls aktuelle sozial-strukturelle Herausforderungen, wie beispielsweise organisierte Gang Gewalt oder Drogenmissbrauch, die sich vor allem in Communities wieder finden. Auch viele Kinder und junge Menschen werden von solchen Strukturen früh geprägt, wodurch sie in einen Kreislauf gelangen, der schwer zu durchbrechen ist.

iThemba Labantu, ein Projekt von der St. Martini Gemeinde gegründet und verortet in der Community Philipi, versucht genau diese Strukturen zu durchbrechen,

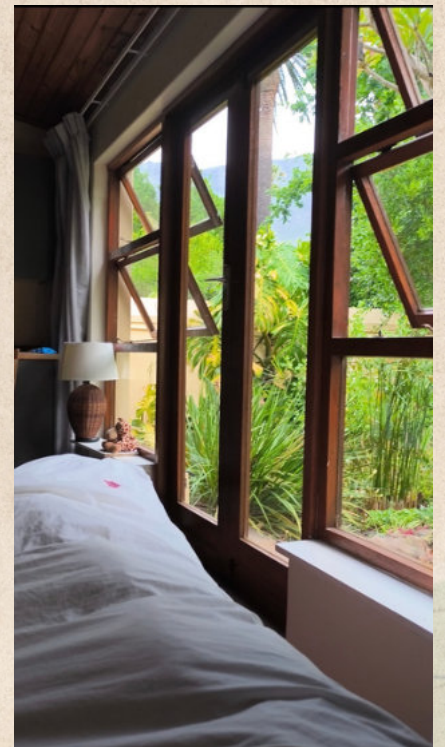
indem Lehrer:innen und pädagogische Fachkräfte Kindern und Jugendlichen aus dieser Community eine Möglichkeit bieten, akkurate Bildung zu erhalten, sowohl auf Grundschul- als auch auf High School Ebene. Im Dezember konnte ich das Projekt zusammen mit Miriam besuchen fahren. Dort haben wir uns mit Sophia Zittel unterhalten, der Leitung dieses Projektes. Was sie uns erzählte, deckt sich nicht nur mit den obigen Beschreibungen, sondern geht noch weiter darüber hinaus. Schulpflichtige Kinder sind eher auf der Straße anzutreffen, als in einem Klassenzimmer. Dass das mit finanzieller Armut zusammen hängt, können wir uns mittlerweile schon denken oder? Die Armut ist Ursache ganz vieler weiterer Symptome, die wie eine Kette aneinander hängen. Kinder die aus armen Haushalten kommen, erfahren dort teilweise ein Umfeld, was geprägt ist von Drogen- und Alkoholmissbrauch, häuslicher Gewalt und illegaler Geschäfte. Sie können nicht zur Schule gehen, nicht nur weil ihnen die finanziellen Mittel dazu fehlen, sondern es bei den Meisten ebenfalls an einer Geburtsurkunde mangelt, die benötigt wird, um sich in einer Schule einzuschreiben. Und somit wiederholt sich der Kreislauf von Generation zu Generation. Die pädagogischen Fachkräfte in iThemba Labantu haben sich als Aufgabe gesetzt, diesen Zirkel zu durch brechen, aber auch Sophia ist der Ansicht, dass es extrem schwer ist, die Jugendlichen aus solchen Systemen und Strukturen heraus zu bekommen. Manche schaffen es, andere fallen wieder in die Gangs zurück.



Während also Kinder und Jugendliche sich in Deutschland den Kopf zerbrechen, welche Hose sie zur Schule anziehen sollen, haben die meisten Kinder und Jugendlichen in den Communities ganz andere Sorgen. Schule, Ausbildung, Studium, FSJ (im Ausland), eigene Wohnung sind für viele dieser jungen Menschen eher Fantasien anstatt Perspektiven. Der Lebenslauf, den ich am Anfang beschrieben habe, scheint dann doch gar nicht mehr so normal und selbstverständlich. Er betont viel mehr die Privilegien, mit denen ich in Deutschland aufgewachsen bin.

Ich hatte immer ein Dach über meinen Kopf, immer Essen auf dem Tisch, ich konnte zur Schule gehen, studieren und mir ein Auto kaufen. Ich bin in einer stabilen Familie aufgewachsen, in der beide Elternteile arbeiten gegangen sind und sie mich nicht nur mental, sondern auch finanziell unterstützen konnten. Ich hatte selbst immer die Freiheit mich draußen zu bewegen, so wie ich es wollte. Diese Sachen waren für mich einfach Dinge, die so beiläufig passiert sind ohne, dass ich mir groß dazu Gedanken gemacht habe. Von Geburt an war das für mich Normalität. Erst in dem Prozess des Freiwilligendienstes wurde es mir richtig vor Augen geführt, wie umfangreich privilegiert ich eigentlich bin. Das erste Mal, wo mir meine Privilegien aktiv gespiegelt worden sind, war schon im Ausreiseseminar in Deutschland durch den Rassismus Workshop. Und ich bin euch ehrlich, es war mir schon sehr peinlich und unangenehm. Ich habe mich unfassbar für meine Privilegien geschämt. Es hat mich unfassbar irritiert. Warum genau schäme ich mich denn für den Fakt, dass ich privilegiert bin? Ganz ehrlich? Ich fühle mich oft, wie ein schlechter Mensch, der von den strukturellen Nachteilen von anderen profitiert. Mein „normales“ Leben ist nur dadurch entstanden, dass andere ausgeschlossen und erniedrigt worden sind. Dadurch wurden mein Hautton und meine Herkunft zum Privileg. Alleine die beiden Punkte geben mir genügend Vorteile, die aber eigentlich unverdient sind. Ich habe mir sie nicht hart erarbeitet, sie waren einfach da. Wie würdet ihr euch dann fühlen, wenn ihr täglich mit (strukturellen) Ungleichheiten konfrontiert werdet und euch bewusst ist, dass es Menschen gibt, die um die kleinsten Vorteile kämpfen müssen? In manchen Momenten fühle ich mich immer noch schlecht dafür.

Ich kann euch auch sagen, es wurde nicht besser im Leben hier in Kapstadt. Es wird mir tagtäglich vor Augen geführt, wie privilegiert ich selbst bin, alleine nur wegen dem europäischen Ursprung. In meinem persönlichen Fall wird mir es oftmals bewusst, durch die vielen obdachlosen Menschen im Zentrum Kapstadts, aber auch durch Gespräche mit Freund:innen. Eine Freundin von mir mietet zurzeit eine Wohnung in der Nähe des Stadtzentrums mit einer perfekten Lage. Direkt um die Ecke befindet sich ein Supermarkt und es findet sich in der drei Zimmer Wohnung auch genug Platz für zwei Katzen. Strom und Wasser müssen allerdings noch dazu gezahlt werden. Ihre Miete beträgt momentan umgerechnet circa 400 Euro kalt. Die Vermieterin möchte nun aber die Küche erneuern und damit die Miete auf ungefähr 900 Euro erhöhen. Das PreisLeistungsverhältnis ist doch eigentlich ganz gut, selbst wenn die Miete erhöht wird oder? Aus der Sicht eines Menschen, der in Europa lebt und mit Euro verdient, definitiv. Aber Euro und Rand stehen im meilenweiten Unterschied zu einander. Wir sollten hier in Betracht ziehen, dass der Mindestlohn in Kapstadt 31,69 Rand (1,60 Euro) die Stunde beträgt. Das hoch gerechnet im Monat sind ca. R5040 (ca. 266,21 Euro) bei einer 40 Stunden Woche. Dann eine Miete von circa R17 000 (900 Euro) zu bezahlen, selbst wenn man zu zweit ist, ist fast unmöglich. So sieht sich meine Freundin gezwungen aus der Wohnung auszuziehen und sich eine bezahlbare Unterkunft außerhalb von dem direkten City Centre zu suchen. Und auch hier die Konfrontation mit den eigenen Privilegien. Ich verdiene nicht nur in Euro, womit die Wohnung für mich und viele andere Europäer sehr leicht zu finanzieren wäre, sondern ich habe in meinem FIJ ebenfalls eine Wohnsituation, die für den Großteil von Kapstadt keinen Standard darstellt. Und sich dessen bewusst zu werden, dass mich viel mehr Privilegien begleiten, als in Deutschland sichtbar waren, ist ein Prozess von Einsicht und Akzeptanz, begleitet von einem gewissen Scham.



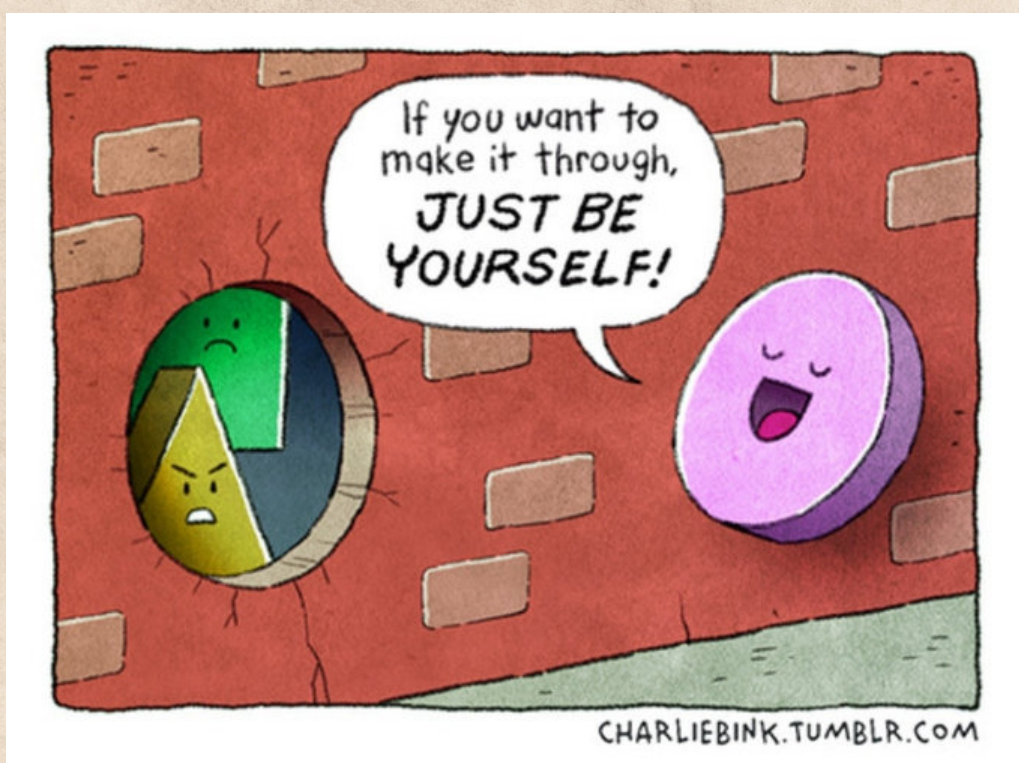
Umgang mit Privilegien

Wie aber gehe ich mit meinen Privilegien im Freiwilligendienst um, in einem Land und in einer Stadt, welche immer noch sehr gespalten sind? Mir persönlich hat der Austausch und die Diskussionen auf den Seminaren Sensibilisierung für das Thema gegeben, aber auch hier die ständige Reflexion, über die eigenen Vorteile, hilft dabei die eigenen Privilegien zu verstehen. Es geht letzten Endes aber nicht nur um das Verstehen von den eigenen Vorteilen. Viel mehr geht es darum, Verantwortung für die Privilegien und für diskriminierungskritisches Handeln zu übernehmen, damit sich ein System in den Prozess der Veränderung begeben kann. Anstatt in Lähmung oder Verteidigung zu fallen, können wir in die Verantwortung reingehen und die Privilegien bewusst nutzen, um für mehr Gerechtigkeit einzustehen. Mir ist klar, dass ich Vorteile im Leben habe, die andere Menschen nicht haben. Diesen Fakt zu ignorieren und in das Leben zu starten, mit der Annahme, dass jede:r die gleichen Ressourcen hat und jede:r am selben Startpunkt gestartet ist, wäre falsch. Die Realität sieht ganz anders aus und es ist wichtig, dass ich meine Privilegien nicht nur aktiv wahrnehme, sondern durch sie die Stimmen anderer Menschen, die oft überhört werden, verstärke. Ich möchte hier gerne ein Beispiel nennen, welches zwar nur einen kleinen Teil dessen repräsentiert, was es heißt Verantwortung zu übernehmen, aber trotzdem einen Anfangspunkt symbolisiert.

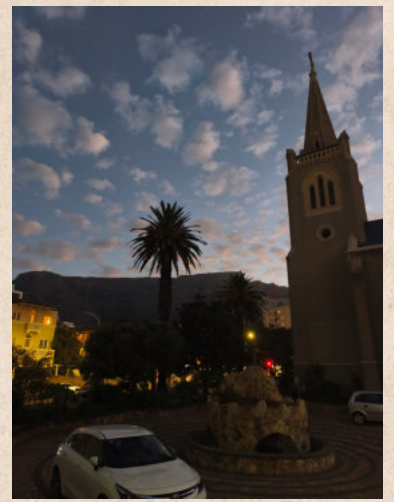
Einmal im Monat ist in der St. Martini Kirche ein englisch-sprachiger Gottesdienst, der auch öfters von den Jugendlichen des SA Childrens Home besucht wird. Im Anschluss an den Gottesdienst laden wir zu Getränken und kleinen Snacks im Gemeindezentrum ein. An dem Sonntag habe ich mit einer älteren Dame zusammen, Getränke raus gegeben. Als die Jugendlichen an der Reihe waren und auf Englisch nach Getränken gefragt haben, hat die ältere Dame ein Kommentar angebracht, der mich erstmal still stehen ließ. „Wir sind hier in einer deutschen Gemeinde, hier wird nur deutsch akzeptiert.“. Die Jugendlichen und ich haben uns nur angeschaut und wir wussten alle nicht, was wir dazu sagen sollten. Nur weil ein Mensch deine Muttersprache nicht kann, siehst du dich in der Position ihm die Grundnahrungsmittel zu verweigern, obwohl du auch die englische Sprache vollständig beherrschst? Darauf hin habe ich die Dame angeschaut und betonte nur, dass die Jugendlichen Englisch und Xhosa sprechen können und es völlig in Ordnung ist, wenn sie über diese Sprachen kommunizieren. Im Nachhinein denke ich mir jetzt, dass ich hätte noch so viel mehr sagen können und sollen. Ich habe mich so überrumpelt von der Aussage gefühlt, sodass ich nicht so reagieren konnte, wie ich es mir gewünscht hätte.

Das Wichtige in solchen Situationen ist aber sie wahrzunehmen, sie nicht einfach zu ignorieren und sie im Nachhinein angemessen für sich selbst zu reflektieren. Was genau ist in der Situation passiert? Was war der Hintergrund? Wie habe ich reagiert? Wie hätte ich noch reagieren können? Die letzte Frage reflektiere ich immer mit dem Hintergedanken der Interessen von den Rassismus und Diskriminierung betroffener Menschen. Ich kann und möchte auch gar nicht über ihren Kopf hinweg reden, denn das wäre grundlegend rassistisch. So würde ich ihnen ihre Stimme und Stellung in der Gesellschaft aberkennen und mich über sie stellen, wie es auch die Europäer:innen damals in der Kolonialisierung getan haben. Durch meine Privilegien kann ich andere Stimmen unterstützen, aber ich habe nie, aber auch wirklich nie, das Privileg, benachteiligten Menschen meine Stimme in den Mund zu legen. Benachteiligt heißt nämlich nicht gleich handlungsunfähig und es bedeutet auch nicht, dass sie Rettung benötigen, vor allem nicht von Menschen, die der Meinung sind, dass sie wissen, was für die jeweilige Menschengruppe gut ist. Das wissen die meisten nämlich nicht. Der Ndlovu Youth Choir hat es in ihrem opening Song im Artscape Theater gut zusammen gefasst: „We're not waiting to be saved!“

Und genau deswegen ist ein internationaler Freiwilligendienst nicht hauptsächlich dafür da, um anderen Menschen zu „helfen“. Helfen können sie sich nämlich grundlegend selbst, weil sie am besten wissen, was sie brauchen. Ein internationaler Freiwilligendienst dient eher einem selbst, weswegen er auch meist mit viel Kritik konfrontiert wird. Letzten Endes haben Freiwillige in den jeweiligen Organisationen eigentlich keine tragende Funktion, sondern übernehmen recht simple Aufgaben, die auch von den Angestellten übernommen werden können. Dementsprechend haben die Organisationen nicht immer einen Mehrwert in der Beschäftigung von Freiwilligen. Natürlich gibt es auch hier Ausnahmen; Freiwillige können einen kleinen Impact hinterlassen durch beispielsweise Projekte, die sie aufgebaut haben. Das ist definitiv nicht auszuschließen. Der Auslandsfreiwilligendienst schafft aber am meisten Raum für den Prozess der Selbstfindung, der Selbstverwirklichung und der Selbstentwicklung. Ich gehe in einen internationalen Freiwilligendienst für mich, um Erfahrungen zu sammeln, die mich für mein ganzes Leben prägen werden. Viele Stimmen sagen deshalb, dass ein solcher Freiwilligendienst ein Egotrip ist. Egotrip ist erstmal ein großes Wort, aber irgendwo steckt da auch ein bisschen Wahrheit hinter oder? Wir haben ja schon festgestellt, dass die Menschen keine Rettung, keine übergreifende Hilfe benötigen. Aber für wen machen wir das Ganze dann? Wenn wir doch Menschen „helfen“ wollen, warum machen wir das dann nicht in Deutschland? Da brauchen auch einige Menschen unsere Hilfe. Programme wie weltwärts betonen aktiv, dass ein internationaler Freiwilligendienst häufig mit der persönlichen Entwicklung in Verbindung gebracht wird. Und ja, das ist so. Es ist nur die Sache, wie ich selbst mit den Dingen, die ich in diesem Jahr gelernt habe, umgehe. Behalte ich die Perspektive, die ich hier bekommen habe, komplett für mich, verfestigt sich das Bild des Egotrip. Trage ich sie aber nach außen und teile mein Wissen und meine Erfahrungen, wandelt sich der Egotrip, zu einem Egotrip, von dem auch andere Menschen profitieren können. Und auch das nach Außen tragen, in das eigene soziale Umfeld, aber auch über dessen Grenzen hinaus, zählt zu dem verantwortungsbewussten Umgang mit meinen Privilegien.



Kritische Reflexion der Einsatzstelle St. Martini

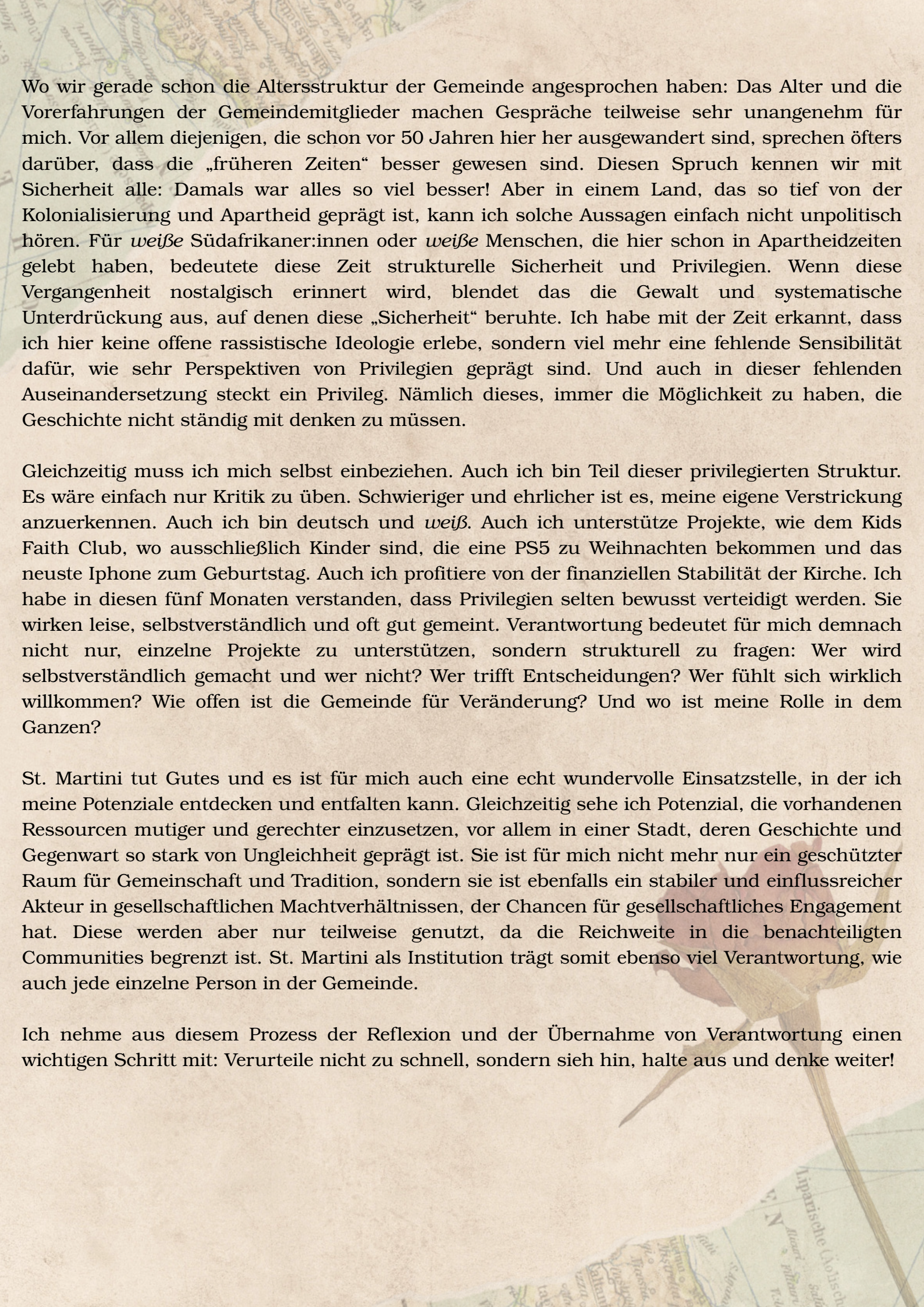


Je länger ich in Kapstadt lebe, desto sichtbarer werden für mich die extremen Gegensätze dieser Stadt: Armut vs. Wohlstand; Unsicherheit vs. Komfort; Ausgrenzung vs. Zugehörigkeit. Und mitten drin steht die evangelisch-lutherische Kirchengemeinde St. Martini.

St. Martini verfügt ebenfalls über erhebliche Privilegien: historische Kontinuität, eigene Gebäude, stabile finanzielle Ressourcen, internationale Kontakte, gut ausgebildete Gemeindemitglieder. Diese Strukturen sind nicht nur durch Zufall entstanden, sondern historisch seit 1861 gewachsen, in einem System, welches *weißen*, europäischen Bevölkerungsgruppen Vorteile verschaffen hat. Auch wenn die Gemeinde heute nicht bewusst ausgrenzen möchte, profitiert sie weiterhin von diesen gewachsenen Machtverhältnissen. Und in diesem Zusammenhang kommen bei mir immer mehr Fragen in den Kopf: Was bedeutet es eigentlich, hier Kirche zu sein? Für wen sind wir? Wer bleibt außen vor? Und wer übernimmt Verantwortung für das was ist?

Ich erlebe, dass viel Engagement und Herzblut in die eigene Gemeinde fließt. So wird sich neben dem Gebäudeerhalt, auch um die Erneuerung der Technik gekümmert, genauso wie um die Reparatur von den Kirchen- Autos. Interne Angebote für Gemeindemitglieder, werden ebenso ausführlich geplant und organisiert, wie auch die Herausgabe von finanziellen und materiellen Spenden an das kircheneigene Projekt iThemba Labantu. Es ist nachvollziehbar und in gewisser Weise auch notwendig, dass die Kirche in ihre eigene Gemeinde und ihre eigenen Projekte investiert. Gleichzeitig irritiert mich, dass angesichts der massiven sozialen Ungleichheit in Kapstadt ein vergleichsweise geringer Teil der Ressourcen nach außen gesellschaftlich wirksam wird. St. Martini bemüht sich durch iThemba Labantu und die englischsprachigen Gottesdienste Brücken zu bauen; aus der Deutschen Blase herauszukommen und über die eigene Gemeinde hinaus zu wirken. Dies bleibt aber trotzdem nur ein kleiner Teil der Gemeindegarbeit. Wenn Kirche nicht nur Gemeinschaft, sondern auch gesellschaftlicher Akteur sein will, reicht dieses Maß an Engagement aus? Diese Frage ist für mich keine pauschale Anklage, sondern Ausdruck meiner Beobachtung und meiner Hoffnung auf mehr Inklusion und Integration.

Letzteres nehme ich momentan in der Gemeinde nämlich nur begrenzt wahr. Viele Gemeindemitglieder sind vor Jahrzehnten aus Europa nach Südafrika ausgewandert, wodurch die Gemeindestruktur eher aus älteren, weißen Menschen besteht. Die meisten von ihnen leben in wohlhabenden Stadtteilen, besitzen Autos und haben die Möglichkeit zu reisen. Diese soziale Position unterscheidet sich stark von der Lebensrealität vieler Menschen in Kapstadt, was dazu führt, dass die Gemeinde, trotz guter Absichten, sich in einer eigenen sozialen Blase einschließt, die für andere Ausstehende schwierig zu erreichen ist. Gleichzeitig habe ich auch erlebt, dass einzelne Gemeindemitglieder finanziell kämpfen, etwa ältere Menschen mit kleinen Renten. Privilegien sind also auch innerhalb der Gemeinde ungleich verteilt.



Wo wir gerade schon die Altersstruktur der Gemeinde angesprochen haben: Das Alter und die Vorerfahrungen der Gemeindemitglieder machen Gespräche teilweise sehr unangenehm für mich. Vor allem diejenigen, die schon vor 50 Jahren hier her ausgewandert sind, sprechen öfters darüber, dass die „früheren Zeiten“ besser gewesen sind. Diesen Spruch kennen wir mit Sicherheit alle: Damals war alles so viel besser! Aber in einem Land, das so tief von der Kolonialisierung und Apartheid geprägt ist, kann ich solche Aussagen einfach nicht unpolitisch hören. Für *weiße* Südafrikaner:innen oder *weiße* Menschen, die hier schon in Apartheidzeiten gelebt haben, bedeutete diese Zeit strukturelle Sicherheit und Privilegien. Wenn diese Vergangenheit nostalgisch erinnert wird, blendet das die Gewalt und systematische Unterdrückung aus, auf denen diese „Sicherheit“ beruhte. Ich habe mit der Zeit erkannt, dass ich hier keine offene rassistische Ideologie erlebe, sondern viel mehr eine fehlende Sensibilität dafür, wie sehr Perspektiven von Privilegien geprägt sind. Und auch in dieser fehlenden Auseinandersetzung steckt ein Privileg. Nämlich dieses, immer die Möglichkeit zu haben, die Geschichte nicht ständig mit denken zu müssen.

Gleichzeitig muss ich mich selbst einbeziehen. Auch ich bin Teil dieser privilegierten Struktur. Es wäre einfach nur Kritik zu üben. Schwieriger und ehrlicher ist es, meine eigene Verstrickung anzuerkennen. Auch ich bin deutsch und *weiß*. Auch ich unterstütze Projekte, wie dem Kids Faith Club, wo ausschließlich Kinder sind, die eine PS5 zu Weihnachten bekommen und das neueste Iphone zum Geburtstag. Auch ich profitiere von der finanziellen Stabilität der Kirche. Ich habe in diesen fünf Monaten verstanden, dass Privilegien selten bewusst verteidigt werden. Sie wirken leise, selbstverständlich und oft gut gemeint. Verantwortung bedeutet für mich demnach nicht nur, einzelne Projekte zu unterstützen, sondern strukturell zu fragen: Wer wird selbstverständlich gemacht und wer nicht? Wer trifft Entscheidungen? Wer fühlt sich wirklich willkommen? Wie offen ist die Gemeinde für Veränderung? Und wo ist meine Rolle in dem Ganzen?

St. Martini tut Gutes und es ist für mich auch eine echt wundervolle Einsatzstelle, in der ich meine Potenziale entdecken und entfalten kann. Gleichzeitig sehe ich Potenzial, die vorhandenen Ressourcen mutiger und gerechter einzusetzen, vor allem in einer Stadt, deren Geschichte und Gegenwart so stark von Ungleichheit geprägt ist. Sie ist für mich nicht mehr nur ein geschützter Raum für Gemeinschaft und Tradition, sondern sie ist ebenfalls ein stabiler und einflussreicher Akteur in gesellschaftlichen Machtverhältnissen, der Chancen für gesellschaftliches Engagement hat. Diese werden aber nur teilweise genutzt, da die Reichweite in die benachteiligten Communities begrenzt ist. St. Martini als Institution trägt somit ebenso viel Verantwortung, wie auch jede einzelne Person in der Gemeinde.

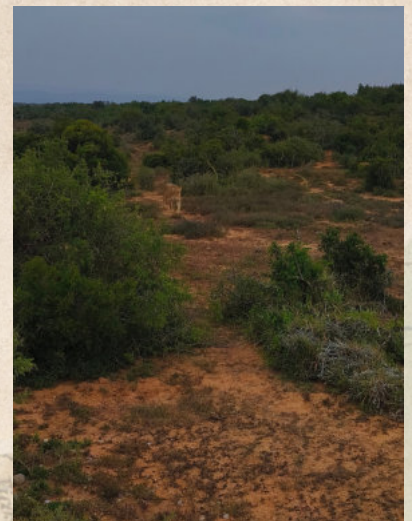
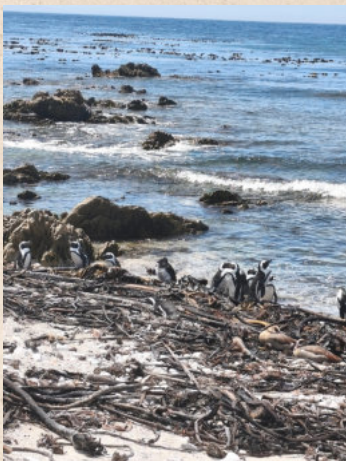
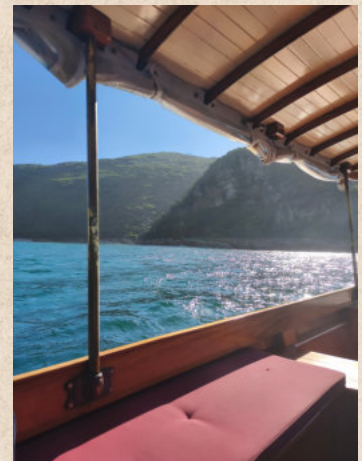
Ich nehme aus diesem Prozess der Reflexion und der Übernahme von Verantwortung einen wichtigen Schritt mit: Verurteile nicht zu schnell, sondern sieh hin, halte aus und denke weiter!

Freizeit

Neben der Arbeit habe ich mir in den letzten Monaten auch meine Freizeit versucht ein wenig mehr zu gestalten. Durch mein Pole Dance Training, durfte ich schon einige neue Menschen kennen lernen. Eine davon zählt bisher zu meinen engsten Kontaktperson, die ich hier in Südafrika habe. Wir treffen uns regelmäßig zu kleinen Breakfast Dates und trainieren jetzt auch gemeinsam für eine Pole Competition im März! Ich versuche natürlich auch außerhalb des Trainings weitere Kontakte zu knüpfen. Das klappt mal mehr und mal weniger gut, aber das ist in Ordnung. Ich setze mich hier nicht unter Druck zwanghaft Freundschaften aufzubauen.

Im Januar bin ich mit Franzi, Lilla, Jona und Bennet, einem Freiwilligen von einer anderen Organisation, die Garden Route entlang gefahren bis nach Gqeberha (alter Name: Port Elizabeth) hoch. Es war ein Trip, den ich definitiv nicht vergessen werde und würde ich euch hier alles einmal bis ins kleinste Detail aufschreiben, wären wir bei einer Länge, die nicht mehr akzeptabel ist. Wenn ich mich für zwei Highlights der Tour entscheiden müssten, wären das definitiv einmal der Bungee Sprung und die Safari im Addo Elephant Nationalpark. Beides waren so unfassbar aufregende und schöne Erlebnisse, die die Garden Route definitiv nochmal auf ein anderes Level gehoben haben. Aber sonst war auch alles einmal mit dabei: Von Pinguinen über atemberaubende Landschaften und Betten, die ein wenig fragwürdig waren, bis hin zu Freundschaften, die den Roadtrip mehr als besonders gemacht haben.

Ich bin sehr gespannt darauf, welche Erlebnisse ich in meinem dritten Rundbrief mit euch teilen darf. Aber bis dahin ist ja noch ein wenig Zeit!



Referenzen

*

<https://www.statssa.gov.za/publications/Report-02-11-02/Report-02-11-022022.pdf>

**

https://resource.capetown.gov.za/documentcentre/Documents/City%20research%20reports%20and%20review/2022_Census_Cape_Town_profile.pdf